

# Inhaltsverzeichnis

Neuanfang	9
Hakenkreuz	25
Aufschub	49
Mauer	75
Soldatenkappe	79
Klassenzimmer	83
Dreikommaacht Kilometer	93

## Neuanfang

Ich bin im Oktober 1952 geboren, sieben Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Heute weiß ich, dass sieben Jahre eine sehr kurze Zeitspanne sind, eine dünne Schicht zwischen „früher“ und „heute“. Zumal dieses „Früher“ einen überaus traumatischen Charakter besaß – nicht nur für Einzelne, sondern für alle.

Ein Abgrund hatte sich aufgetan, in den man hineingeraten war, mehr oder weniger beteiligt – als Täter oder Opfer, als Mitläufer oder Dulder, oder alles zusammen – und von dem man sich ob des Schreckens mit aller Kraft abwandte, den man hinter sich lassen wollte, ja musste.

Und ich will mich fragen, wie diese Zeit des Nationalsozialismus, des Krieges, des Massenmordens in meine Kindheit hineinragte und wie sie das Leben damals, ja wie sie mein Leben überhaupt geprägt hat.

Ich habe meine Kindheit als sehr behütet erlebt. Meine Mutter war da, meine Schwestern waren da, meinen Vater

holte ich abends vom Zug ab. Er arbeitete als Stahlbau-schlossler im Kranbau in Stuttgart-Feuerbach, dreißig Kilo-meter entfernt.

Freitags, am Zahltag, brachte er uns Kindern immer je eine 50-Gramm-Tafel Schokolade mit – in verschiedenen Sorten. Wir saßen alle gespannt um den Küchentisch, mein Vater deckte die Tafeln mit einer Zeitung ab, griff darunter und fragte, wer diese Tafel wolle. Meistens war die Halbbitter-schokolade die begehrteste.

Mein Vater war nach dreijähriger Gefangenschaft 1948 zu-rückgekommen. Eineinhalb Jahre später wurde meine älteste Schwester Barbara geboren, ein Jahr darauf Monika, dann – 1952 – ich, 1955 Beate und schließlich, 1963, unsere jüngste Schwester Martina.

„Hitler hat mir meine Jugend gestohlen.“

Das war einer der Sätze meines Vaters, an die ich mich seit früh erinnern kann – einer der wenigen, die er überhaupt zu dem sagte, was „Damals“ war.

Er gehörte jener Generation an, auf deren wehrfähiges Alter Hitlers „Tausendjähriges Reich“ von Beginn bis zu seinem Ende vollen Zugriff hatte. 1915 geboren, wurde er im Herbst 1935, mit zwanzig Jahren, zum Reichsarbeitsdienst eingezo-gen – einer paramilitärischen Organisation des NS-Staates.

Ein halbes Jahr später, im Herbst 1936, folgte der zweijährige „Kommiss“, wie der Wehrdienst genannt wurde.

Zehn Monate nach seiner Entlassung, am 26. August 1939, erhielt er den Einberufungsbefehl zur Wehrmacht, mit der Feldpostnummer 12 985. Sechs Tage später, am 1. September, überfiel Hitler Polen. Der Zweite Weltkrieg begann.

Nach dem Rückzug aus Russland 1945 wurde er nördlich von Augsburg gefangen genommen und verbrachte dreieinhalb Jahre als französischer Kriegsgefangener in der Normandie.

Zwölf Jahre seines Lebens – eine Zeit, in der Männer und Frauen heiraten, eine Familie gründen, eine Existenz aufbauen: Kommiss. Kasernen. Krieg. Zerstörung. Tod. Gefangenschaft.

Das Passbild unmittelbar nach seiner Rückkehr 1948 zeigt einen Mann mit hervortretenden Backenknochen, eingefallenen Wangen, streng nach hinten gekämmten dunklen Haaren und einem Blick, der die zurückliegenden Jahre erahnen lässt. „Er hat viel mitgemacht“, sagte meine Mutter.

Als Kind schaute ich mir immer wieder das Schwarzweißfoto dieses Mannes in dunkler Jacke und hochgeschlossenen Hemd an. Er kam mir alt vor, wie aus einer fremden Welt. Er war dreiunddreißig Jahre alt.

Dabei eröffnete das Militär meinem Vater, dem bei seiner Geburt für das Spiel des Lebens nicht die besten Karten zugeteilt worden waren, zunächst durchaus positive Wege.

Er wurde am 27. Februar 1915 geboren. Neun Monate nach dem „Maientag“ 1914 in Vaihingen an der Enz, dem großen Frühlings- und Volksfest, das jedes Jahr Menschen aus der ganzen Umgebung anzog, vor allem junge Männer und Frauen aus den Dörfern und Kleinstädten ringsum. Es war der letzte unbeschwerte Maientag für lange Zeit; zwei Monate später, Ende Juli 1914, begann der Erste Weltkrieg.

Die siebzehnjährige Lina aus Mühlhausen an der Enz, seine Mutter, hatte ihn vom Maientag „mitgebracht“. Der Vater bekannte sich nicht zu dem Kind. Er arbeitete in Mühlacker, am Bahnhof.

Der kleine „Adolfle“ wuchs bei seiner Großmutter auf, Lina musste arbeiten. Frühmorgens ging sie mit anderen Frauen zu Fuß von Mühlhausen zum acht Kilometer entfernten Vaihinger Bahnhof, von dort mit dem Zug zur Fabrik, in der sie als ungelernete Kraft beschäftigt war; abends denselben Weg zurück.

Kinder, die am Maientag gezeugt wurden, nannte man oft Maientagskinder – wenn es wohlwollend gemeint war. Uneheliche Kinder wurden jedoch in der Welt der 1920er Jahre „wegen der Schand“ oft ausgegrenzt, besonders in den

kleinen württembergischen Dörfern mit ihren evangelischen, zum Teil auch pietistischen Traditionen.

Man kannte alle im Dorf, und über jeden und jede wusste man etwas zu erzählen. Welche Worte das „Maientagskind“ Adolf als Bub oder als Jugendlicher auf der Straße oder dem Schulhof zu hören bekam, lässt sich nur erahnen.

Er hatte keinen Vater, der ihn in die Kirche, auf den Sportplatz oder zum Frühschoppen mitnahm, keinen, zu dem er aufschauen konnte und der auf seinen Sohn stolz war. Was er galt, leitete sich nicht von seiner Familie ab; in jener patriarchalen Welt also nicht von einem Vater. Im Gegenteil: sein Herkommen war ein Stigma, eben eine „Schand“.

Es muss ihm früh bewusst geworden sein, dass er für das, was er war und galt, ausschließlich selbst verantwortlich war.

Durch Fleiß, Zuverlässigkeit, Können.

Er selbst sprach nie darüber, doch meine Mutter erwähnte es später immer wieder.

Lina heiratete, und Adolf zog mit ihr und seinem Stiefvater ins Nachbardorf Illingen, das einen Bahnanschluss hatte. Dort konnten sie, vermutlich durch ein Erbe Linas, ein Haus bauen. Der Vierzehnjährige begann nach der Hauptschule eine Goldschmiedelehre in Pforzheim, etwa fünf-

zehn Kilometer entfernt, die er jedoch nach drei Jahren abbrechen musste, da die Firma Konkurs ging.

Die Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre traf die Pforzheimer Schmuckindustrie besonders hart. Es war „die schwere Zeit“, die später bei Familienzusammenkünften immer wieder erwähnt wurde – wirtschaftliche Not, Mangel, Arbeitslosigkeit. Die evangelische Kirchengemeinde in Illingen richtete eine „Krankenküche“ ein, um Hungerige zu versorgen.

Als Siebzehnjähriger begann mein Vater eine zweite Lehre als Schlosser in der ortsansässigen Stahlbaufirma Luig. Hier, und erst recht als er nach dem Abschluss seiner Lehre in Stuttgart-Feuerbach bei der Firma C. Haushahn als Stahlbauschlosser arbeitete, erfuhr er, dass ihm in seiner Arbeit zunehmend Respekt entgegengebracht wurde.

In besonderer Weise zeigte sich dies während seines Wehrdienstes, zu dem er mit einundzwanzig Jahren im Oktober 1936 eingezogen wurde. Er verabscheute „das Schleifen“ beim „Kommiss“. Immer wieder erzählte er, wie ein Spieß einen Rekruten anherrschte und schrie, die weiße Wand vor ihm sei rot; wenn ein Vorgesetzter das sage, dann sei die Wand auch rot. Der Rekrut könne den Zipfel seines Kissens abbeißen, aber die Wand sei rot und nicht weiß. Obwohl mein Vater solche Unterwerfungsrituale ablehnte, ermöglichte ihm das Militär eine Anerkennung und einen Aufstieg, der von seiner Herkunft nicht zu erwarten war.